

# Nachtrag zu Karl Mathys Briefen an Dr. J.R. Schneider in Bern

Autor(en): **G.T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **15 (1916)**

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-112785>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Nachtrag zu Karl Mathys Briefen an Dr. J. R. Schneider in Bern.

Beim Ordnen des handschriftlichen Nachlasses des bernischen Regierungsrates Dr. J. R. Schneider kamen die folgenden Briefe Karl Mathys zum Vorschein, die als Ergänzung zu den in dieser Zeitschrift Band VI, 1—95 bereits abgedruckten recht willkommen sind. Ich verdanke sie der Freundlichkeit des Herrn Architekt Friedrich Schneider. *G. T.*

Grenchen, 17. November 1839.

Hochgeachteter Herr und Freund!

Da am 11. d. meine Schule wieder angefangen hat, so hatte ich im Laufe der Woche keine Zeit gefunden nach Solóthurn zu gehen, um die Abschrift legalisiren zu lassen; dies soll aber in dieser Woche geschehen. Meine Freisprechung von früheren Anklagen wurde mir blos durch einen Brief meines Vertheidigers, des Obergerichtsadvokaten Becker in Rastadt (jetzt in Freiburg) mitgetheilt, den mir der Setzer Maier, Sohn des Hofgerichtsregistrators zu Rastadt, im Mai 1836 nach Biel brachte.

Diesen Brief habe ich nicht mehr; vermuthlich gehört er unter diejenigen, welche ich nach der Katastrophe verbrannte, weil ich sie nicht mitschleppen mochte. Ich kann daher meine Freisprechung nur durch den Heimatschein beweisen, den ich gewiss nicht erhalten hätte, wenn ich verurtheilt oder noch in Untersuchung wäre. Der Umstand, dass ich meine Papiere erhalten habe, schien mir genügend, um die Anfrage zu motiviren, und ich legte auch die neueren hofgerichtlichen Erkenntnisse nicht als Beweisstücke, sondern blos zur Notiz vor, sonst hätte ich sie freilich amtlich bestätigen lassen.

Meine Zeugnisse liegen fast alle in Aarau, wo über die Besetzung der Stelle noch nichts von der Regierung entschieden ist. Ich bedauere daher, dass ich Ihnen dieselben nicht bis zum 20. übersenden kann. Der Schulrath hat

mich nebst drei andern Bewerbern als gleich wahlfähig vorgeschlagen; diese drei sind auch Deutsche, und ich dürfte also einige Hoffnung haben, wenn nicht Leute darunter wären, die besser monarchische Gesinnung haben als ich. Einer davon (Kurz v. St. Gallen), hat sogar vor dem Bildnisse des Königs von Baiern Abbitte gethan, was ihm in der Republik, die sich stets politisch rein gehalten hat, zur besondern Empfehlung gereichen muss.<sup>1)</sup>

Dass Sie H. Schaub<sup>2)</sup> zum Sekretär wünschen, finde ich ganz natürlich und recht; er hat bisher als solcher functionirt und ist Schweizer. Ich kann nur nicht recht begreifen, wie er seine sichere und gute Stelle mit jener mehr prekären vertauschen mag. Wenn er nun gar unter Ihren Herren Kollegen einen Widersacher gefunden, so würde ich, vermuthlich, in zweiter Linie, ausser Ihnen, lauter Gegner finden; wenigstens dürfte H. Reg.-R. Koch noch tausendmal lieber H. Schaub als mich an jener Stelle wünschen. Ich bitte Sie also, sich in dieser Sache nicht weiter für mich zu bemühen. Ich habe die fixe Idee, dass, sobald einmal das grösste Hinderniss gehoben, nämlich die Verweisung zurückgenommen sein wird, sich bald eine Gelegenheit für mich ergeben müsse, nach Bern zu kommen. Dieser Glaube fällt freilich mit meinen Wünschen so nahe zusammen, dass er wohl durch sie veranlasst sein wird.

Wenn Sie mir Ihren Aufsatz über das Gemeindesteuernwesen mittheilen wollen, so werde ich mich bemühen Ihrem Wunsche zu entsprechen. Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, dass ich immer bereit bin, Aufträge, worin ich Ihnen dienen kann, nach Kräften zu erfüllen. Weniger kann ich doch nicht thun für alle die Güte und Freundschaft, welche Sie mir erwiesen haben, und fortwährend erweisen.

Grenchen, 22. März 1840.

Vielen Dank für Ihre gefällige Zuschrift vom 12. und die Beilagen. Von dem ersten Theile Ihres Briefes habe

<sup>1)</sup> Basler Zeitschrift VI, 22.

<sup>2)</sup> Ebd. S. 19.

ich denjenigen Gebrauch gemacht, der, wie ich vermüthe in Ihrem Wunsche lag. Den Verwaltungsbericht für 1833 hatte ich nicht, und er füllt nunmehr eine Lücke, die mir bei bisherigen Arbeiten oft empfindlich war. Den Aufsatz über das Zollwesen werde ich schreiben, und Ihnen alsdann mit den Materialien zusenden. Wenn Sie noch ein Heft N<sup>o</sup> 4 vom 1<sup>sten</sup> Jahrgang der Quartalschrift entbehren können, so bitte ich darum, da ich das meinige einem Bekannten gegeben habe, der nun hoffentlich abonniren wird. Wie geht es mit dem 2. Jahrgang? Sprechen die Blätter, abonniren die Herren Gross- und andern Rätbe? Ich will eins von den beiden Heften, die Sie mir geschickt haben, an Freund Kunz nach Solothurn senden, damit er etwas einrücken lasse; für mich würde es sich diesmal wohl nicht schicken. Leider merkt man dem Heft an, dass am Druckort keine Redaktion ist. Kein einleitendes Wort, keine Bemerkung, und eine Legion Druckfehler oft sehr störender Art. — Könnten Sie mir nicht das Verzeichniss der Unrichtigkeiten mittheilen, welche H. Herzog<sup>1)</sup> in meinem Aufsätze entdeckt hat? Ich möchte Sie Ihnen gerne beantworten, zumal da ich vermüthe, dass nicht ich sondern der Kritiker fehle. Ich habe nämlich die Budgets systematisch geordnet, wobei mancher Posten in seine Bestandtheile zerfällt und anderswo untergebracht werden musste; wer diess nicht merkt, kann glauben es seien Fehler, wo gerade das Gegentheil stattfindet.

Die „Helvetie“<sup>2)</sup> kömmt also doch nach Biel! Das freut mich für die Druckerei und für H. Weingart, wenn derselbe dabei eine angemessene Beschäftigung und eine Verbesserung seines Einkommens findet.

Zu der Versammlung der Juragewässer corrections- und Moosentsumpfungsvorbereitungsgesellschaft nach Murten habe ich eine Einladung erhalten, obgleich ich armer Schulmeister meine Aktie noch nicht habe bezahlen können. Ich müsste mich aber unter diesen Umständen schämen, dort zu erscheinen. Dagegen habe Dr Girard<sup>3)</sup> vor, zur Ausschuss-

<sup>1)</sup> Ebd. S. 10.

<sup>2)</sup> Ebd. S. 13.

<sup>3)</sup> Ebd. S. 3.

sitzung zu kommen. Mit einiger Verwunderung las ich die Ausschreibung der Sekretärstelle, da ich sie schon für besetzt hielt. Inzwischen vermüthe ich, dass die Ausschreibung nur pro forma stattfindet, denn im andern Falle, wenn nämlich Herr Sch.[aub] nicht acceptirt hätte, würden Sie mir doch wohl etwas gesagt haben.

Dass Herr R. R. Fetscherin<sup>1)</sup> nicht mehr, wie früher, gegen mich eingenommen ist, freut mich und ich hoffe, seine bessere Meinung zu verdienen; lieber ist mir jedoch immerhin die Freundschaft des Herrn R. R. Dr. Schneider, auf die ich stolz bin und vertraue. So lang ich glauben darf, dass es diesem Freunde nicht unangenehm wäre, wenn ich nach Bern käme, so lange werde ich nach diesem Ziele streben und mich nicht irre machen lassen; hielten Sie es aber für besser, dass ich nicht nach Bern komme, so würde ich nicht mehr, wie bisher, andere Gelegenheiten von der Hand weisen, meine drückende Lage zu verbessern.

In dem Verzeichnisse der Vorlesungen an der Hochschule zu Bern für den Sommer 1840 sehe ich, dass H. Herzog neben der Nationalökonomie nun auch Finanzwirthschaft liest (soll heissen Finanzwissenschaft; die Wirthschaft führt man, die Wissenschaft lehrt man), und zwar mit Rücksicht auf schweizerische Finanzverhältnisse ungefähr, wie ich vorhätte es zu thun, wenn ich in Bern eine Beschäftigung finden könnte. Von Statistik, Polizeiwissenschaft u. d. gl. steht aber wieder nichts im Katalog. Uebrigens darf ich nicht daran denken, H. Herzog zu verdrängen. Ich traute mir wohl, neben ihm zu lehren, wenn schon als bloser Privatdocent, falls ich nur noch eine andere Beschäftigung fände, wovon ich zur Noth leben könnte. Wenn Sie eine solche Gelegenheit erfahren, so bitte ich, es mich wissen zu lassen und mir behülflich zu sein, vorausgesetzt, dass Sie einen Erfolg für möglich und wünschenswerth halten.

Ausser dem 4<sup>ten</sup> Heft der Quartalschrift ersuche ich Sie mir gefälligst das Budget für 1840 und die letzten Grossrathsverhandlungen zukommen zu lassen, damit ich im Laufenden bleibe. Nehmen Sie mir nicht übel, dass ich Sie damit pläge; an wen sonst könnte ich mich wenden?

<sup>1)</sup> Ebd. S. 27.

Hier geht es gut. Die Stadt Solothurn ist daran, ihr neues Verwaltungskleid anzulegen, worin sie ganz liberal aussehen wird. Schon wählt sie, statt des Restaurators Haller, radikale Mitglieder in den Grossen Rath. Wann wird Bern einmal so weit kommen? Im Kanton keine Spur von Unzufriedenheit; wer gegen die neue Ordnung aufregen wollte, würde nur ausgelacht werden. Die „Schildwache“ bleibt ganz unbeachtet.<sup>1)</sup>

Im letzten Soloth. Verwaltungsbericht wird mir nachgesagt, ich habe Ausserordentliches geleistet und sei vorzüglich für den Lehrerstand geeignet; damit wäre ich schon zufrieden, wenn ich nur noch die Kunst erfinden könnte, mit einer Quartalbesoldung von 150 L., ohne Nebenverdienst, eine Familie von 6 Personen zu ernähren.

Neulich bewunderte ich in Solothurn die grossartigen Anstalten zum Freischiessen<sup>2)</sup> und hörte dort auch von Ihrem letzten Besuche. Man sagte mir, Sie und Herr Merian hätten so sehr die Rollen gewechselt, dass man Sie für den Ingenieur und diesen für den Reg. Rath hätte halten können; mit solcher Sachkenntniss hätten Sie jedes technische Detail behandelt. Dies freute mich innig, und von Herzen wünsche ich Glück dem grossen Unternehmen, an dessen Spitze Sie stehen.

---

Grenchen, 16. April 1840.

Hier folgt der Zollartikel mit Rücksendung der Materialien.

Finden Sie ihn tauglich, so bitte ich, ihn nicht abbrechen, sondern ganz in ein Heft aufnehmen zu lassen.

---

Mannheim, 6. April 1845.

Ihre gefälligen Mittheilungen habe ich in geeigneter Weise benützt, und bin Ihnen dankbar dafür. Ohne Zweifel hat die Regierung von Bern das Ihrige gethan, die Staats-

<sup>1)</sup> Die ultramontane Zeitung „Die Schildwache am Jura“.

<sup>2)</sup> Basler Zeitschrift VI, 28.

angehörigen von dem Zuge nach Luzern abzumachen. Ihre Bemühungen waren vergeblich, die Männer zogen fort, getrieben von den edelsten Beweggründen, entschlossen, alle irdischen Güter, das Leben selbst zu opfern, um das Vaterland vor dem Krebsübel des Jesuitismus zu schützen, es davon zu befreien. Die Männer giengen — in die Falle. So scheint es wenigstens nach den noch verworrenen, noch nicht gesichteten Nachrichten bis vom 2. April; neuere haben wir in diesem Augenblicke noch nicht. Darin stimmen sie überein, dass die Meisten der Tapferen geblieben, dass die Todten noch glücklicher als die Gefangenen, welche den entmenschten Fanatikern in die Hände fielen.

Ich kann Ihnen den Eindruck nicht schildern, welchen diese Nachrichten nicht nur auf mich, der ich für das Schicksal mancher mir als hochachtungswerth bekannten und befreundeten Männer bange, — sondern im Allgemeinen und ohne Unterschied der Meinungen gemacht haben. „Als Schweizer wäre ich nicht mit den Freischaaren gezogen; aber jetzt, jetzt würde ich mitziehen, um das Jesuitennest zu zerstören.“ So hörte ich mehr als einen besonnenen Mann sich äussern. Der Sieg, die Art und Weise des Sieges hat dem Siegwart'schen Regiment in der öffentlichen Meinung die empfindlichste Niederlage beigebracht. Allgemeynste Billigung wird jede Unternehmung begleiten, welche die Scharte auswetzt, die der tückische Pfaffenmoloch der unvorsichtigen, ehrlichen Begeisterung für Licht und Freiheit geschlagen hat.

Was wird Bern thun, oder vielmehr, was hat Bern gethan, denn es muss jetzt bereits gehandelt haben, wenn es überhaupt handeln wollte. Ich bin ausserordentlich gespannt auf jede Nachricht, zumal nach den Gerüchten, die hier einlaufen. Einerseits heisst es, das Freienamt und ein Theil von Solothurn seien im Aufruhr, die Luzerner mit den Urkantönlern wollten ihren Sieg weiter tragen in diese Kantone. Andererseits vernimmt man, Bauern hätten in Schaffhausen das Zeughaus geplündert und wollten gegen die Jesuiten ziehen; Züricher Truppen verlangten ebenfalls gegen Luzern geführt zu werden; ein Berner Bataillon habe die Grenze überschritten nach Wegreissung der eidgenöss.

Binde. Ist Wahres daran, spricht sich das Volk so menschlich und kräftig aus, lässt es sich nicht zurückhalten — werden dann die Regierungen so übermenschlich zusehen, wie ein Haufe nach dem andern von Sonnenbergs wohlgeführten Truppen abgeschlachtet wird; werden sie als Verbündete der Jesuiten denn erst einschreiten, wenn diese vollständig gesiegt haben und sich auf ihren blutigen Lorbeeren ausruhen? —

Halten Sie, verehrter Freund, meinen aufgeregten Gefühlen etwas zu gut. So fern vom Schauplatze grossartigen Heldenmuthes und scheusslicher Pfaffenlist, und so nahe demselben mit Geist und Herz, — kann ich kein nüchternes Urtheil gewinnen. Aber ich könnte Alles geben für die Nachricht, das Berner Aufgebot habe unter guter Leitung und auf Geheiss der Regierung dem Siegwarts-Regiment nicht nur, sondern auch dem Jesuitenge treibe in Freiburg, Sitten und Schwyz ein Ende gemacht. Es wäre das würdige Seitenstück zu der Umgestaltung des Vororts in Zürich.

Nun, — die Tagsatzung ist ja wieder versammelt; sie kann jetzt erwägen, was ihr Nichtbeschliessen einer Amnestie der Schweiz gekostet hat; sie kann, wenn es ihr gelingt, den Stand der Dinge zu Gunsten der Jesuiten fixiren, und dann später die weiteren Fortschritte derselben ebenfalls sanctioniren. Sie wird dabei des freundnachbarlichen Mitwirkens der Beamtenstaaten sich zu erfreuen haben. Diese sehen ohnehin nicht gern, dass in der Schweiz noch Aufopferungsfähigkeit für Grundsätze herrscht, welche polizeiwidrig sind, und dass die Schweiz auf dem Wege war, Kräfte und Gesinnungen zu entwickeln, welche dem monarchischen Europa das gefährliche Bild eines blühenden, in Einheit starken Freistaates vor die Augen gestellt hätten.

Ach, ich habe trübe Ahnungen, und hoffe sehnlichst mich zu täuschen.

Für eine Besetzung der badischen Grenze gegen die Schweiz, ist im Augenblicke noch kein Anzeichen vorhanden. Man spricht davon, dass zwei Regimenter abgehen sollen; allein es ist bis jetzt nur ein leeres, von keinen Thatsachen



unterstütztes Gerücht. Uebrigens bedarf es keiner langen Zeit, um eine Bewegung nach der Grenze auszuführen, da in Freiburg ein Regiment liegt, und die übrigen Truppen auf der Eisenbahn schnell transportirt werden können. Die öffentliche Meinung aber ist so sehr gegen die Jesuiten, dass selbst Beamte sich laut und offen in dieser Richtung aussprechen. Von Seiten der Diplomatie wird die durch und durch wahre, gediegene und kräftige Rede von H. Neuhaus, und die gemässigte aber würdige Antwort Mousson's, nach meiner Ueberzeugung weit höher angeschlagen werden, wenn die eidgenössischen Behörden die Ruhe herstellen und die innern Zustände ordnen — nach Vertreibung der Jesuiten, als vorher.

Sie haben, verehrtester Herr und Freund, Tage voll Spannung, voll tiefer Betrübniß verlebt und verleben solche vielleicht noch, denn ich weiss ja nicht, ob Ihnen wieder die Sonne scheint mit milden Hoffnungsstrahlen; welche Wunden Ihrem Herzen vor Luzern geschlagen wurden, das weiss ich auch noch nicht. — Könnten Sie mir, wenn nicht selbst, doch durch dritte Hand, Nachrichten zukommen lassen, Aktenstücke, Flugblätter, Zeitungsblätter, kurz, taugliches Material zur Geschichte der verhängnissvollen Tage, so werde ich mich bemühen, in mehreren Blättern für richtige Darstellung und Würdigung der Ereignisse zu sorgen. Sie glauben nicht, wie in unsern Zeitungen gelogen, entstellt, von der Censur gefälscht wird. Wir können nichts weniger als frei schreiben in den Zeitungen; dagegen nimmt die Brochuren-Literatur zu, auch solche Brochuren die ohne Censur, der Himmel weiss, wie und wo, gedruckt und von der Polizei verfolgt werden. So auch jene Rede, die Sie zu glauben veranlasste, wir könnten frei schreiben; frei reden — ja, in der Kammer, weil man uns den Mund nicht zubinden kann. Die Wälschen als Erfinder der Censur sind nicht die Franzosen, sondern Italiener, Rom, Pabst Alexander VI. Also kein Widerspruch, wenn man die Wälschen (Erfinder der Censur) geisselt und doch — Custine citirt.

Mit herzlichem Grusse, und in ge[treuer Besorg]niss um die mir ewig theure und liebe Schweiz.

Ihre gütigen Zusendungen, Armenwesen, Versorgungskasse, Staatshaushalt etc. betreffend, bleiben nicht unbenützt: sie dienen die Schweiz von einer hier fast ganz unbekanntem Seite zu zeigen.

---

Mannheim, 20. Juni 1845.

Mit verbindlichstem Danke zeige ich Ihnen den Empfang der beiden Druckschriften an: Bericht des Reg. Rathes über die Ereignisse im Kanton Luzern — und: das rothe Büchlein. Ich erhielt dieselben kurz nach der Kunde von der Vertreibung des Herrn Prof. W. Snell<sup>1)</sup> und vor der Nachricht, dass nunmehr fast alle Blätter im Kanton Bern mit Prozessen bedacht sind. Es muss ein unbehaglicher Zustand gegenwärtig herrschen, für Alle, denen die Einigkeit der Bundesstaaten, der Sieg der Vernunft und Bildung über rohen Fanatismus am Herzen liegt. Dagegen werden sich Jene in ihrem Elemente fühlen, die das Wasser trüben und im Trüben fischen wollen. Wird nun gar die Schweiz Gegenstand einer Conferenz, werden ihre künftigen Verhältnisse durch Protokolle geregelt — was nicht ausser der Möglichkeit liegt, — dann kann sie vollends auf alle Cultur- und Bildungszwecke verzichten. Man wird alsdann die Volksversammlungen verbieten, die Presse knebeln, das Asylrecht aufheben, die Lehrfreiheit beschränken, die Polizeigewalt verstärken, und dadurch — Ruhe und Ordnung aufrecht halten. In Ruhe und Ordnung wird alsdann der Jesuitismus vorschreiten, jede Unruhe zu Gunsten der Geistesfreiheit und Bildung wird unterdrückt, und von allem Unheil, was in Familien, Gemeinden und Kantonen die Pfafferei anrichtet, wird nichts mehr — bekannt werden. Das ist der Punkt, worauf es der Diplomatie ankömmt. In Russland und Oesterreich kommen wohl auch Aufstände vor, welche dem Freischaarenzug nichts nachgeben; aber Ordnung und Ruhe herrschen überall, wo man das Gegentheil nicht erfährt.

---

<sup>1)</sup> Haag, Die Sturm- und Drangperiode der bernischen Hochschule 1834—1854, S. 194 ff.

Die Regierung von Bern mag sich bemühen, den Wünschen der Diplomatie zuvorzukommen, indem sie den unglücklichen Snell opfert und der Presse zu Leibe geht, — sie wird schwerlich grossen Dank ärndten, denn sie ist nicht legitim und nicht mächtig genug; was sie beim eigenen Volke dabei gewinnt — das wissen Sie, verehrter Freund, besser zu beurtheilen, als ich. Eine Politik endlich, welche die Schweiz aufgibt, um sich im eigenen Kanton desto sicherer zu stellen, wäre so kurzsichtig, dass ich dieselbe von der Berner Regierung nicht vermuthen kann. Die doctrinäre Juristenschule in Zürich, welche gegenwärtig im Vorort sitzt, scheint auch nichts ausrichten zu können gegen den Jesuitismus, und wenn dann klar geworden sein wird, dass die freisinnigen Staatsmänner der Schweiz, selbst wenn sie das Ruder in Händen haben, und der Wind günstig ist, doch das Schiff nicht vorwärts bringen, dann ist freilich der Restauration und Reaction, wenn nöthig, durch Hülfe von aussen, der Weg gebahnt.

Hier ist die Stimmung fast bei keiner Partei mehr gegen eine Intervention. Bei den Reactionären und Ultramontanen, welche jetzt in der Schweiz durch eigene Kraft und die Fehler der Gegner zu siegen hoffen, wünscht man eine Intervention im Augenblicke sogar weniger als bei den Moderados (ruhigen Bürgern) und Liberalen. Diese sind nämlich äusserst entrüstet über die Luzerner Gräueltthaten, und meinen, dass die Einmischung der Mächte, solchen Unmenschlichkeiten, wie sie gegen Dr Steiger und seine vielen Unglücksgefährten verübt werden, ein Ziel setzen würde. Das Schicksal Steigers findet in Deutschland die allgemeinste Theilnahme und ruft zugleich den Unwillen gegen die Zustände hervor, unter denen ein Ehrenmann mit so muthwilliger Rohheit in seinem Unglücke misshandelt und dazu noch verhöhnt werden kann.

Mir ist jetzt gar Manches, was in der Schweiz geschieht und nicht geschieht, ein Räthsel, weil mir die eigene Anschauung und die Kenntniss der Dinge fehlt. Ich kann mich trüber Ahnungen nicht erwehren, allein immer bleibt mir die Hoffnung, dass irgend ein unvorgesehenes Ereigniss diesmal, wie so oft schon, der Schweiz aus der Not helfen werde.

Bei uns sorgt gegenwärtig Preussen für Stoff zur Unterhaltung. Der Minister Arnim vertreibt unsere Deputirten Itzstein und Hecker aus Berlin; preussische Städte senden ihnen Adressen, die Augsburger Allgemeine darf den bayerischen Zorn gegen Preussen auslassen, welches sich nicht rechtfertigen kann und zur Freude von zwei Dritteln der übrigen Regierungen, namentlich auch Oesterreichs blamirt dasteht. Arnim will ferner die Schriftsteller aus Berlin in Masse verjagen, wie einst Tiberius die Mathematiker aus Rom oder der moralische Vorort Bern die deutschen Flüchtlinge aus der Schweiz. Die Majestät reist nach Königsberg, ohne öffentlich aufzutreten, ohne eine Rede zu halten (höchst merkwürdig); der Kaiser von Russland brennt der Majestät, die mit ihm reden will, ins Innere seines Reiches durch, wohin ihm dieser nicht folgen kann. Statt seines russischen Veters sieht Friedrich Wilhelm IV die entsetzliche Noth in den Provinzen, an der sein Vetter Niklaus durch die Grenzsperrre mit Schuld ist, von der man ihm aber gesagt hatte, dass sie nicht existire, sondern nur eine Erfindung der schlechten Presse sei. — Die Industriellen sind wüthend über Preussen, weil dieses dem Verlangen nach Schutzzöllen entgegentritt, aus Angst, die Engländer würden die deutsche Flotte, bestehend aus Amazone der Einzigen, in den Grund bohren. Oesterreichs Aktien steigen; es könnte ganz Süddeutschland verschlucken, allein Metternich fürchtet vermuthlich an den Constitutionen zu ersticken, auch macht ihm der Panslavismus viel zu schaffen. Russland wird unser erster Feind im Felde sein, vielleicht mit Frankreich im Bunde. Für jetzt beschäftigen wir uns mit Eisenbahnen, Hagelschaden, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Wiener Conferenzbeschlüssen, Zollverein, Einheit Deutschlands, dänischen Ohrfeigen und Dr. Steiger. — Wenn ich an Deutschland komme, bin ich verzweifelt lustig.

Mit freundschaftlichem Grusse von meiner Frau und mir an die Ihrige und Sie, und mit dem Wunsche guter Geduld zur Ertragung der Regierungssorgen.

Mannheim, 1. Mai 1846.

Mit Vergnügen werde ich den Wechsel von 300 Franken, sobald er ankommt, einlösen, und damit eine Schuld tilgen, die sich bezahlen lässt, während ich für manche grössere Verbindlichkeit, die Sie mir in einer schlimmen Zeit mit freundschaftlicher Theilnahme erwiesen, nur meine Dankbarkeit und die Bereitwilligkeit zu Gegendiensten anzubieten habe. Mit grossem Interesse folge ich dem Gang der Dinge im Kanton Bern; allein unsere Zeitungen berichten zu spärlich und ebenso die Neue Züricher Zeitung, die einzige schweizerische, welche ich regelmässig zu lesen Gelegenheit habe. Es war mir daher sehr erfreulich, aus Ihrem freundschaftlichen Schreiben zu ersehen, dass Sie von der neuen Gestaltung in dem ersten Kantone der Schweiz nur Gutes für die Eidgenossenschaft erwarten; die gemessene Haltung des Volkes war mir, der ich den festen und gesetzten Charakter des Berner Volkes kenne, nicht überraschend; doch liegt darin allerdings wohl die sicherste Bürgschaft für einen guten Erfolg. Nach meiner unmassgeblichen Ansicht wird es nicht sowohl darauf ankommen, wie dieser oder jener Paragraph der Verfassung ausfällt, als darauf, dass die rechten Männer an die Spitze kommen, welche im entscheidenden Augenblicke nicht verzagen, welche die beste Gelegenheit zum Handeln nicht unbenützt vorübergehen lassen, welche nicht vor der Verantwortlichkeit zittern, die ein entschiedenes Auftreten, wobei sie die Sympathie des Volkes für sich haben, etwa auf ihre Person wälzen könnte. Der Kanton Bern ist nicht arm an solchen Männern, wenn er sie nur zu finden versteht. Dann kann er die Stelle, die ihm an der Spitze der liberalen Schweiz gebührt, endlich einnehmen und der weiteren Ausbreitung des jesuitisch-reaktionären Systems vorerst Schranken setzen, bis die Zeit kömmt, es zu vertilgen. Unter diesen Männern dürfen und werden Sie, verehrter Freund, nicht fehlen. Ihren Entschluss, in das Privatleben zurückzukehren, sobald Sie den Erfolg gemeinnütziger Unternehmungen, deren Gründung und Förderung Sie Jahre voll Mühe und Opfer gewidmet haben, gesichert sehen, kann ich daher nur einem augenblicklichen Unmüthe, vielleicht persönlichen Verdriesslichkeiten, die in

bewegten Zeiten nie ausbleiben, zuschreiben. Sollten Sie darauf beharren wollen, so hoffe ich, dass Ihre Mitbürger es nicht zugeben, sondern Ihnen die Stelle anweisen werden auf der Sie dem Vaterlande künftig wie bisher nützlich sein können.

Schon bei der Vorberathung der Verfassung habe ich mit Vergnügen wahrgenommen, dass manche anarchische Elemente entfernt worden sind, welche der Freiheit Grab werden können, wie z. B. das Veto. Auch die Stellung der Beamten wird, wie zu hoffen steht, etwas besser werden, als projektirt war; was liesse sich sonst von ihnen erwarten oder welcher Ehrenmann würde ein Amt annehmen wollen, wenn derjenige, der es bekleidet, obgleich aus der Volkswahl oder aus der Wahl der Volksvertreter hervorgegangen, schon durch das Gesetz gleichsam als ein Schuft hingestellt wird, dem man nicht trauen darf, den man daher jeden Augenblick ohne Angabe von Gründen abberufen kann! —

Ihr freundschaftliches Schreiben erinnerte mich plötzlich, dass ich Ihren letzten Brief nicht beantwortet hatte und diese Nachlässigkeit fiel mir schwer aufs Herz. Der Brief war mir in Karlsruhe kurz vor der Auflösung der Ständeversammlung zugekommen; in der Verwirrung des Abzugs hatte ich ihn mit andern Papieren zusammengepackt und in der Ueberhäufung von Privat- und Wahlgeschäften — vergessen. Zum Antworten ist es nun zu spät, aber nicht zu spät kömmt, wie ich hoffe, die Bitte, meine Vergesslichkeit zu verzeihen. Eine andere Sendung, ausser denen, deren Empfang ich angezeigt, habe ich nicht erhalten. Sie versprochen mir den Verwaltungsbericht für 1844 und haben vielleicht die Gefälligkeit mir denselben in geschlossenem Paket (nicht unter Kreuzband) nach Karlsruhe zu senden, wohin ich morgen zur Eröffnung der Ständeversammlung abgehe.

In unsrer nächsten Kammer wird die Eisenbahnfrage (Verbindung mit dem Bodensee, Anschluss an Württemberg und Zürich) eine Hauptrolle spielen und die Landtagszeitung wird darüber ausführlich berichten. Die Schweiz wird nicht lange zurückbleiben können; Zürich geht rüstig vorwärts.

Wenn ich der Schweiz und namentlich dem Kanton Bern alles Gutes wünsche, obgleich ich von der Regierung schmähdlich behandelt worden bin, so versteht es sich wohl von selbst, dass ich den Männern, die mich mit ihrer Freundschaft beehrten, und in den Zeiten der Verfolgung mit Rath und That unterstützten, dass ich insbesondere Ihnen die Gefühle der Hochachtung und dankbarer Freundschaft unabänderlich bewahren werde. Empfehlen Sie meine Frau und mich Ihrer trefflichen Gattin und den wenigen Freunden, besonders H. RR. Fetscherin. Die Rede des Verfassungsrathes Weingart über den Census las ich mit lebhafter Erinnerung an frühere Zeiten, die neben vielem Schlimmen doch auch ihr Gutes hatten.

---

Mannheim, 10. November 1847.

Ihrem gerechten Unwillen über mein langes Schweigen, welches zu entschuldigen ich nicht versuchen werde, bitte ich, den Ueberbringer dieser Zeilen nicht entgelten zu lassen, den ich mir bei Ihnen einzuführen erlaube. H. Dr Hammer von hier wünscht seine Dienste als Militärarzt, falls und so lange man deren bedarf, der Eidgenossenschaft anzubieten. Er war Arzt bei dem hiesigen Dragonerregiment, ist aber seit etwa  $1\frac{1}{2}$  Jahren aus dieser ihm unangenehmen Stellung zur Privatpraxis zurückgekehrt. Sein Eifer, sich der guten Sache in der Schweiz nützlich zu machen, treibt ihn, Familie und Praxis zu verlassen, und ich beneide ihn um diese Gelegenheit, die ihm sein Beruf gibt, die mir der meinige versagt. Doch habe ich nie unterlassen, in der Kammer wie in der Presse für die Verbreitung der Wahrheit und die Erkenntniss des Rechts bezüglich auf die Zustände und Ereignisse in der Schweiz thätig zu sein. Dafür kann ich mich auf die Deutsche Zeitung berufen, bei welcher ich als Verleger und Mitherausgeber beteiligt bin. Dieses Organ der Presse, welches seit 1. Juli entstanden, bereits grosse Verbreitung und Achtung in allen Theilen Deutschlands erlangt hat, ist stets bemüht, hauptsächlich auch den perfiden Berichten der Allgem. Augsburger-Zeitung gegenüber,

die schweizerischen Angelegenheiten dem deutschen Publikum in ihrem wahren Lichte darzustellen.

Herr Dr Hammer überbringt zugleich eine Adresse hiesiger Bürger an die Tagsatzung, zu der wir uns gedrungen fühlten, um ein Zeichen unsrer Theilnahme und Hochachtung der kräftigen und pflichtgetreuen Haltung der Bundesbehörde zu geben.

---

Leipzig, 27. Dezember 1861.

Ihre Anfrage wegen Verkauf, eventuell Beleihung von 4% Berner Staatsschuldscheinen kann ich leider nur dahin beantworten: dass für diese Papiere, deren Sicherheit ich kenne und schätze, in Leipzig kein Markt ist. Effecten, mit denen nicht gehandelt wird, werden auch nicht beliehen. Ich sollte denken, dass die Bank in Bern geneigt wäre, die Schuldverschreibungen des eigenen Staates mit etwa  $\frac{9}{10}$  des Nennwerthes unter billigen Bedingungen zu beleihen. Wäre diess nicht der Fall, so haben Sie in Zürich (Schweizerische Creditanstalt), Basel, St. Gallen u. a. O. Institute, welche Darlehen gegen Verpfändung von Werthpapieren geben; bei Einem oder dem Andern würden Sie Ihren Zweck sicher erreichen, wenn die Zeit nicht zu kurz ist um die erforderlichen Schritte zu thun.

Es war mir diesen Sommer nicht vergönnt, Sie in Bern aufzusuchen, oder in Grönchen zu sehen, wohin Sie uns vier holländische Damen schickten. Ich hoffe, das Jahr 1862 werde mir günstiger sein.

Vor sieben Jahren fasste ich den Entschluss, zum Bankwesen, für welches ich früher nur theoretisch in Schriften und parlamentarisch in der Kammer thätig gewesen, praktisch überzugehen, und ich habe diesen Schritt noch nicht bereut. Nicht, weil ich an der Beschäftigung selbst besonders Wohlgefallen finde, sondern weil der Arbeitslohn etwas besser ist, als bei dem Schriftstellern, Unterrichtgeben oder im Dienste des Staates.

Vermögen zu erwerben ist mir dabei nicht gelungen, denn die Mittel, welche man zu diesem Zwecke verwenden



müsste, waren mir zuwider. Lieber verzichtete ich auf die Aussicht, so angenehm sie war, in älteren Tagen weniger arbeiten zu müssen, und bescheide mich, durch Arbeit zu verdienen, was ich brauche, so lange es überhaupt noch geht.

An die Schweiz, besonders an Solothurn-Grenchen knüpfen mich Erinnerungen, die mir werth sind, und ich wünsche mir nichts Besseres, als dass es mir möglich werde, jeden Sommer einige Wochen dort zuzubringen. Meine dortigen Erlebnisse habe ich in Gustav Freytag's neuestem Buche: „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes“ aufgezeichnet; sie werden dadurch einem sehr grossen Leserkreise in Deutschland, vielleicht auch einigen alten Freunden in der Schweiz, bekannt. Zwei hiesigen Eidgenossen, Herrn Generalconsul Hirzel und seinem Bruder, dem Verleger der Werke von G. Freytag, Hr. Salomon Hirzel, hat die kleine Episode sehr wohl gefallen.

Die Schweiz hat in der neuern Zeit, wie immer viel Glück gehabt. Sie hat eine genügende Einigung in der Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten ohne grosse Opfer erlangt, und sich der Segnungen des Friedens erfreut. Sie, verehrter Freund, haben Ihr redlich Theil mit geholfen. Deutschland war nicht so glücklich; es wird noch lange zu thun und viel zu leiden haben, ehe es so weit kömmt wie die Schweiz, wenn es überhaupt zu etwas kommt.

Ich bin der politischen Thätigkeit müde, und ohne ganz besondere Veranlassung möchte ich mich nicht noch einmal auf dieses Feld begeben.

Meine Frau erwiedert Ihren Gruss mit den besten Empfehlungen an Sie und die Ihrigen.

Wir wünschen Ihnen viel Glück im neuen Jahre und freundschaftlich grüsst

Ihr ergebener

Karl Mathy.

---